



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacoby, H.: Amalie von Lasaulx.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Klagen gegenüber prahlerisch und überschwenglich von den Segnungen spricht, die man dem Volke in seiner selbstlosen Hingabe geboten, und sich damit brüstet, wie man es doch so herrlich weit gebracht habe. Wenn diese Unwahrhaftigkeit, welche das ganze parlamentarische Sein und Leben der nationalliberalen Partei zersetzend durchdringt, ihr schon in Norddeutschland geschadet hat, so hat sie ihr in Süddeutschland den Boden fast völlig entzogen und Tausende von Wählern für die Politik der Konservativen gewonnen. Bei den nächsten Reichstagswahlen wird sich dies genugsam zeigen, besonders in Baden, wo ja der eingeborene mit dem berliner Abgeordneten-Liberalismus zusammenfällt. Schon für die bevorstehenden Landtagswahlen zeigen sich, trotzdem daß diese durch Wahlmänner und öffentlich erfolgen und vielfache persönliche Beziehungen und andere speziell badische Gründe den alten Abgeordneten günstig sind, Anzeichen dieses Umschwungs. Offenbar drängen in Süddeutschland die politischen Verhältnisse hin auf Gründung einer nationalen Partei innerhalb der Grenzen, wie sie in diesen Blättern bereits angedeutet worden sind, einer Partei, welche nicht nur die liberalen Elemente Völkischer Richtung in sich aufnehmen, sondern auch den zahlreichen Freikonservativen, die eine Partei hier bis jetzt noch nicht bilden, Raum gewähren müßte. Nur wenn die Männer und die Organe, welche einen Einfluß auf die öffentliche Stimmung üben, bei Zeiten in dieser Richtung zu wirken suchen, wird man der Zerbröckelung der nationalliberalen Partei vorbeugen können. Baiern bietet für diese neue Partei schon einen festen Stamm; die Bevölkerung ist solch' einer Mittelstellung in allen drei Staaten günstig, die meisten württembergischen Abgeordneten entsprechen dem letzteren Umstande in ihrem politischen Verhalten, und auch den Badenern wird die nächste Zeit einige Winke ertheilen, deren Verständlichkeit nicht ganz ohne Folgen bleiben dürfte. Nur müßte die Initiative zu dieser Parteibildung im Süden selbstständig ergriffen und kräftig durchgeführt werden, selbst auf die Gefahr hin, von den Berlinern darob des Verraths an der Sache der Freiheit geziehen zu werden. Nur so kann das politische Leben wieder in normale Bahnen geleitet werden.

Amalie von Lasaulx.

Der Name, der über diesen Zeilen steht, tritt vielleicht jetzt zum ersten Male vor das Auge unsrer Leser, oder, wenn dies nicht der Fall sein sollte, so ist er doch wohl an der Mehrzahl derselben nur flüchtig vorübergegangen,

und sie wissen nicht, in welche Reihe ihrer Erinnerungen sie ihn stellen sollen. Und doch gibt es nicht allzuvieler Namen trefflicher Frauen, die es in dem Maße wie der Name Amalie v. Lasaulx verdienen, in bleibendem Gedächtniß fort zu leben.*)

Das Interesse, welches die Persönlichkeit Amaliens v. Lasaulx in Anspruch nimmt, knüpft sich theils an ihre charaktervolle Individualität, theils an ihre hingebende und aufopfernde Berufsarbeit, theils endlich an ihre kirchenpolitische Stellung als entschiedene Bekämpferin des Neukatholizismus und treue Zeugin, ja wir dürfen wohl sagen Dulderin für die Ziele des Altkatholizismus.

Die charaktervolle Individualität, welche Amalie eigen war, hatte sie als Erbe der Familie überkommen. Ein Blick in die Vergangenheit derselben zeigt uns eine Mannigfaltigkeit von Personen, die durch Festigkeit und Entschlossenheit, strengste Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit sich auszeichnen. Die Selbstständigkeit, mit der sie ihren Weg gehen, verleiht ihnen den Stempel der Originalität, und ein idealer Zug, der ihre Lebensführung bestimmt, fesselt uns an sie und erwirbt ihnen unsre Sympathie.

Der Vater Amaliens, Johann Claudius v. Lasaulx, hatte ein sehr wechselvolles Leben hinter sich, als ihm das jüngste Kind, eben Amalie, am 19. Oktober 1815 geboren wurde. Um Jurisprudenz zu studiren, hatte er 1798 die Universität Würzburg bezogen. Bald vertauschte er dies Studium mit dem der Medizin, brachte aber, wie es scheint, auch dies nicht zum Abschluß. Statt dessen erschien er, nachdem er elf Semester in Würzburg gewohnt hatte, zum Entsetzen seines Vaters in Coblenz in Begleitung einer jungen Frau, Anna Maria Müller, mit der er sich kurz zuvor, 1803, vermählt hatte. Wir finden ihn dann in den verschiedensten Lebensstellungen, als Essigsieder, in einer Blechfabrik, aber weder innerlich befriedigt, noch in der Lage, die Kosten einer eignen Haushaltung ausreichend zu bestreiten. Endlich gelang es ihm auf anderm Wege, festen Boden zu gewinnen. Er besaß viel Geschick und Interesse für mechanische Thätigkeit, er besuchte die Bauplätze der Maurer und Zimmerleute, die Werkstätten der Schreiner und Schlosser, sah zu und lernte. Auch in der Kunst des Münzens ließ er sich unterrichten. Diese technische Befähigung Lasaulx's gab seinen Freunden, besonders Görres, Anlaß, ihm 1812 die Stellung eines Kreisbaumeisters zu erwirken. Und obwohl er

*) Unser Aufsatz stützt sich auf die vor kurzem erschienenen Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Johannishospital zu Bonn. (Gotha, F. A. Berthes, 1878.) Wir empfehlen dies Buch, welches kurz hintereinander zwei Auflagen erhalten hat, aufs wärmste. Es ist eine der genussreichsten und zu sittlicher Vertiefung anregendsten Schriften, die wir in den letzten Jahren gelesen haben.

in der Baukunst keine wissenschaftlichen Studien gemacht hatte, vermochte er doch bald sich soviel Kenntnisse zu erwerben, daß er das Gebiet nicht nur völlig beherrschte, sondern sogar als ausgezeichnete Architekt gelten konnte, und, ohne einer Prüfung sich unterzogen zu haben, von der preussischen Regierung in seinem Amte bestätigt und kurz darauf zum Bauinspektor ernannt wurde. Sein Aufenthalt blieb Coblenz, wo er sich in den Jahren 1839 bis 1841 in der Schloßstraße ein eignes Haus erbaute.

Innerhalb seiner Familie war Lasaulz still und in sich gekehrt; wie es scheint, weil seine Frau, eine ernste, verschlossene, unnahbare Persönlichkeit, die daher von Verwandten und Freunden mehr geachtet als geliebt, von der Kinderwelt aber gefürchtet wurde, eine drückende Atmosphäre im Hause verbreitete. Im Verkehr mit Freunden und Verwandten dagegen war er anregend und lebhaft, liebenswürdig und freundlich. Es lag etwas Bornehmes und Ritterliches in seinem Wesen, während sein Aeußeres an die alten Meister deutscher Kunst erinnerte, wie er denn auch als Architekt den altdeutschen Stil wieder zur Geltung brachte. Dem kirchlichen Leben stand er gleichgiltig gegenüber, während seine Frau demselben zugethan war.

Sechs Kinder, drei Knaben und drei Mädchen, füllten das Haus, untereinander innerlich und äußerlich sehr verschieden, doch verbunden durch das Lasaulz'sche Erbe: lebhaftes Phantasie, künstlerische Begabung und Thatkraft. Fast wild wuchsen sie auf, wenig erzogen; aber angeborne Thätigkeit und eine treffliche moralische Atmosphäre schützte sie.

Amalie war als Kind das Bild der Lebenslust und Kraft, immer guten Muthes, voll brolliger, mitunter vorlauter Einfälle, übermüthig und unternehmend wie der wildeste Junge. „Auch äußerlich sah sie als kleines Mädchen ziemlich jugenhaft aus, indem man sie nach damaliger Mode à la Titus, d. h. mit kurz geschorenem Kopfe, gehen ließ; später löste sie gar gern ihre lang herunterhängenden Zöpfe auf und schüttelte sich im fröhlichen Uebermüthe, daß ihr das dicke, schwarze Haar wild um den Kopf flog. Im Stelzenlaufen war sie Meister, und das Schlittschuhlaufen übte sie eifrig auf einem einsamen Plätzchen der Mosel; es war damals noch etwas Unerhörtes für Mädchen, und Amalie war wohl die Einzige in Coblenz, die sich ganz in der Stille damit abgab. Sie genirte sich auch wohl gewaltig vor den Leuten, aber lassen konnte sie es darum doch nicht, denn ‚es war gar zu schön‘. Um die Treppen wie andere ordentliche Menschen hinab zu steigen, dazu fehlte ihr meist die Geduld, sie zog es vor, eilig auf dem Geländer hinab zu rutschen, zuweilen auch später noch, als sie bereits erwachsen war.“

Daß ein so geartetes junges Mädchen keine Sympathieen für klösterliches Leben hegte, ist begreiflich. Als ihre älteste, etwas schwärmerische Schwester

Anna in das Kloster ging und eine Bekannte neckend zu Amalie sagte: „Nun, wer weiß, am Ende gehst du auch noch einmal hinein?“ erwiderte sie empört: „Eher aber spring' ich über unsre Gartenmauer in die Mosel.“

Der Unterricht, den Amalie in verschiedenen Privatschulen empfang, ließ manches zu wünschen übrig, aber das elterliche Haus, Verwandte und Freunde gewährten eine willkommene Ergänzung. Den größten Einfluß auf sie übte ihr Bruder Ernst aus, der schon die Universität bezog, als sie erst zehn Jahr zählte, aber in Briefen und bei Ferienbesuchen ihr eine neue Welt erschloß. Es ist derselbe Ernst v. Lasaulz, der später auf dem Gebiete des klassischen Alterthums im Sinne christlicher Auffassung desselben gearbeitet und als Religionsphilosoph eine schriftstellerische Wirksamkeit entfaltet hat, durch die er in weiteren Kreisen rühmlich bekannt wurde. Eine Fülle anziehender und bedeutender Persönlichkeiten bewegte sich in dem frommen, fröhlichen, gastfreien Hause ihres Onkels, des Justizraths Longard, der mit einer Schwester ihres Vaters, Christine, vermählt war. Hier traf Amalie Coblenzer Freunde und Verwandte; aber auch berühmte Fremde, die Coblenz passirten, erschienen im Longard'schen Hause. So Philipps, Kaulbach, Boisseree, Guido Görres*), Clemens Brentano. In den sonst gegen Fremde, die nach Coblenz versetzt wurden, abgeschlossenen Kreis wurden doch drei Familien aufgenommen, Brüggemann's, Huene's, Mendelssohn's. Der Regierungs- und Schulrath Brüggemann, der mit einer Schwester des Malers Peter Cornelius verheirathet war, hatte eine Schwägerin Jetta und einen jüngeren Verwandten Karl Cornelius mit nach Coblenz gebracht. Jetta war der Liebling der Kinderwelt, deren Herzen sie durch Märchenerzählen gewann, Karl wurde der Jugendfreund Amaliens. In dem Hause des General-Lieutenants v. Huene, des Erbauers des Ehrenbreitenstein, verkehrte Amaliens Schwester Clementine am meisten, doch war Amalie der erklärte Liebling des Hausherrn. Ein naher Freund des Bauinspektors Lasaulz war endlich auch Georg Benjamin Mendelssohn, aus der bekannten Berliner Familie, der später Professor in Bonn wurde.

So verlebte Amalie im anregendsten Verkehr eine fröhliche Jugendzeit und hatte für alle Genüsse derselben ein offnes Herz. Ihr phantasiereicher Sinn strömte oft in Poesieen aus, und die Theilnahme an der harmlosen Auf-führung von Schauspielen bereitete ihr viel Vergnügen. Eigenthümlich, daß der Tanz für sie keinen Reiz hatte. Wurde ihr auch wenig Gelegenheit dazu geboten, so scheint sie doch auch keine Sympathie dafür gehabt zu haben. Ein Ball in Ems, dem sie zuschaute, veranlaßte sie zu der Bemerkung: „Ich stand

*) Joseph Görres war mit Katharine v. Lasaulz, einer Cousine von Amaliens Vater, verheirathet.

an der offenen Thüre und sah in das Gewimmel und dachte: Sind sie denn verrückt?“ Die Jugendzeit ging zu Ende; schwer wurde es Amalie, sich in die Pflichten einer erwachsenen Tochter zu finden, da sie gern die Kinderzeit über das Maß ausgedehnt hätte.

Manche Bewerbungen traten jetzt an sie heran, die ihren Eltern wünschenswerth erschienen. Sie wies sie aber alle zurück, so schwer sie unter der Bestimmung der Eltern zu leiden hatte. Einer Schwester ihres Vaters, die ihr Hochmuth vorwarf, entgegnete sie heftig: „Ich bin nicht hochmüthig; ich weiß Einen, dem würde ich die Schuhe putzen, wenn er es von mir verlangte.“ Jener Eine, sagen die Erinnerungen, hat vielleicht nie eine Ahnung von dieser Neigung gehabt, welche sie tief verschlossen hielt und in der Folge ganz überwand. Endlich verlobte sie sich mit einem jungen Arzt, ungern gaben die Eltern ihre Zustimmung. Amaliens idealisirende Phantasie hatte in den Mann ihrer Wahl Eigenschaften hineingelesen, die er nicht besaß, und über seine niedrige Denkungsart sich getäuscht. Als sie derselben inne wurde, löste sie sofort die Verlobung wieder auf. Dies war die Katastrophe ihres Lebens. Verzweiflung ergriff sie, Stunden lang lief sie in ihrem Zimmer umher, den Kopf gegen die Wand stoßend. Ein heftiges Nervenfieber ergriff sie; nach ihrer Genesung war sie wie verwandelt. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich ihrer. Ihr Zerstreung zu gewähren, sandten sie die Eltern nach Würzburg, wo ihr Bruder Ernst, mit der Tochter des Philosophen Franz v. Baader vermählt, seit 1835 als Universitäts-Professor lebte. Das Haus desselben lag in der Nähe der Klinik, und der Anblick der vielen Leidenden, die sie dort hinein tragen sah, war es, der den Gedanken in ihrer Seele weckte, in der Pflege der Leidenden ihren Beruf zu suchen und so ihrem Leben einen neuen Inhalt zu geben.

Nach Bonn zurückgekehrt, trat sie ohne Wissen ihrer Eltern durch Vermittelung eines Freundes in Beziehung zu den Schwestern aus der Kongregation vom heiligen Karl Borromäus aus Nancy, in deren Gemeinschaft ihre Schwester Anna seit dem achtzehnten Jahre aufgenommen war, und begab sich 1840 nach Nancy, von wo aus sie ihren Eltern erst Mittheilung machte. Theils die Verschlossenheit, die im elterlichen Hause herrschte, theils die Gewißheit, hier heftigen Widerstand zu finden, vor allem aber die Ueberzeugung, daß sie einem göttlichen Rufe folge, hatte sie zu diesem Schritte getrieben. Der Gedanke: „Sag' es niemand, es soll nur zwischen mir und meinem Gott sein“, begleitete sie auf allen Wegen. Lange hatte sie mit sich gekämpft; als sie sich zur Klarheit durchgerungen hatte, stand ihr Entschluß fest. Das Elternhaus wurde durch die Nachricht tief erschüttert.

Sehr richtig sagen die Erinnerungen: „Es war nicht das eigentliche Kloster-Grenzboten III. 1879.

Leben, welches sie anzog, sondern vielmehr die Arbeit, die sie in demselben zu finden hoffte.“ Amalie, oder wie wir sie jetzt nennen müssen, Schwester Augustine, paßte ausgezeichnet zur Diakonissin, aber gar nicht zur Nonne. Die klösterliche Form, welche die katholische Kirche dem Diakonistenthum gibt, widerstrebte ihrem innersten Wesen. Und eben dies, daß sie einen süßen Kern zugleich mit einer bitteren Schale genießen mußte, begründete den tragischen Konflikt ihres innern Lebens, den sie nie überwunden hat.

Wir haben dafür ein unwiderlegliches Zeugniß in einem Briefe, der aus den ersten Jahren ihres Klosterlebens stammt. „Gott allein ist es bekannt,“ schreibt sie darin, „wie unaussprechlich schwer es mir ist, mich der äußern Freiheit beraubt zu wissen. Wie oft ich Hilfe suchend zu dem großen Kreuz in der Kapelle aufschauen muß, um aus dem Munde des Heilandes zu hören, daß nicht die scharfen Nägel ihn dort gefangen halten, wohl aber die Liebe zu seinen Brüdern. Wie nothwendig ist es für mein stürmisches Herz, daß auch die Liebe zu meinen armen leidenden Brüdern allein mir die drückenden Fesseln schmiedet. Sie allein vermag es, meinem immer so nach Unabhängigkeit strebenden Gemüthe die wohlthuenden nöthigenden Schranken zu setzen. — Bei dem Eintritt in den Orden habe ich wohl strenger als andere Christen dem Herrn meine innere Freiheit verpfändet, und wie muß ich nicht ringen um die Kraft zu stetem Siege! Wie muß ich nicht wachen über mein sündiges Herz, daß es nicht frevelnd die Hand nach dem bereits gebrachten Opfer ausstreckt, um es wieder zum Eigenthum zu machen! Wie heiß muß doch mein armes Herz sich von Tag zu Tag durchkämpfen, sonder Rast und sonder Ruh wohl so lange, bis der Tod der kalten Hand die Waffe entwindet und zum stillen Schlaf mich niederlegt.“

Kann man schärfer den innern Gegensatz zum Klosterleben aussprechen? Aber auf der andern Seite: kann man begeisterter für die Thätigkeit einer Diakonissin eintreten, als es von ihr geschieht, wenn sie mehr als einmal schreibt: „Daß Gott mich zur Barmherzigen Schwester gemacht, ist das größte Gnadengeschenk, was mir je im Leben zu Theil ward!“

Der Beginn des Klosterlebens wäre für Schwester Augustine noch schwerer gewesen, wenn nicht die General-Oberin, die 79 jährige Schwester Placida, eine ausgezeichnete Frau gewesen wäre, die mit Recht die allgemeinste Verehrung genoß, und wenn nicht die Novizenmeisterin ihre Pflegebefohlenen nach dem Grundsatz geleitet hätte, daß denselben soviel wie möglich Freiheit und Freude zu gewähren sei. „Kinder,“ sagte sie, „der Beruf, den ihr euch gewählt habt, ist gerade schwer genug, ihr braucht's euch nicht künstlich noch schwerer zu machen; man ist auch nicht auf der Welt, um sich das Leben sauer zu machen.“

Allmählich versöhnte sich denn auch Schwester Augustine mit dem Kloster-

leben, indem sie es lernte, von dem eng eingehegten Ort aus, an den sie gebunden war, mit weitem Herzen die ganze Welt zu umfassen. „Es ist wohl eine Selbsttäuschung,“ schreibt sie, „daß ich wähne, die Grenzen meiner Berufspflicht seien für mich so eng umschließend wie die vier Mauern meines Hospitals. Nur Eins ist größer als unser Herz: Gott auf dem lichten Himmelsthron; mithin vermag unser Herz die fernsten Grenzen der Erde zu umschließen, und wie viel mehr muß daher das Herz einer Barmherzigen Schwester Alle und Alle umfassen — das Ferne muß ihr nah sein — die Höhe des Glückes und die Tiefe des Leidens ihrer Mitmenschen muß immer mit mächtigem Schlag das Saitenspiel ihres Herzens berühren — der Andern Leid und Freud muß das ihrige werden — ja auch da, wo das Heiligthum ihres Innern, die Lehre des Christenthums, von dem Mitbruder trennt, muß dennoch die warme Liebe ihres Herzens ihn reich zu segnen vermögen. Wie die am Kreuze ausgebreiteten Arme ihres Erlösers in alle Jahrhunderte hineinragen, so muß die thätige, aufopfernde Liebe ihres Herzens, wenigstens der Gesinnung nach, sich auf Alle ausbreiten und somit kühn die Schranken der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hinwegräumen.“

1842 wurde Amalie als Apothekerin in das Hospital zu Aachen geschickt und blieb sieben Jahre in dieser Stellung. Es waren die schwersten ihres Lebens. Der enge Gesichtskreis, in dem ihre Umgebung befangen war, und in den sich einzuhegen als religiöse Pflicht geboten wurde, schnürte sie ein. Der Drang, ihn zu brechen, das Bewußtsein, durch das Gebot des Ordens in diese Schranken gebannt zu sein, versetzten ihre Seele in die schmerzlichste Unruhe. „Soviel weiß ich,“ schreibt sie später, „daß ich oft unter heißen Thränen gebetet habe, der liebe Gott möge mich stumpf, gefühllos für alles das machen, was von Jugend auf so groß und edel vor meiner Seele gestanden hat.“ Aber der ewige Gotteswille, der den Menschen zum Reichthum, nicht zur Armuth des innern Lebens geschaffen hat, trug den Sieg über den Menschenwillen, der ihn entstellte, in ihrem Herzen davon. „Wie habe ich nicht später den lieben Gott wieder gebeten,“ schreibt sie ein andermal, „mir diese thörichte Bitte zu verzeihen und sie unerfüllt zu lassen! Wie so ganz verarmt hätte ich erst dann in meinem Berufskreis gestanden, wenn das tiefe, lebendige Gefühl stumpf geworden wäre! Die Verzichtleistung auf die äußeren Lebensgüter hat mich freilich keinen Augenblick arm gemacht, aber welchem bitteren Mangel wäre ich Preis gegeben worden, hätte ich meiner inneren Gefühlswelt Lebewohl sagen müssen! Wie undankbar wies ich diese köstliche Gabe Gottes zurück, weil sie mir zu groß für den kleinen Raum innerhalb der Klostermauern schien.“

Der Orden forderte, nicht bloß den äußeren, sondern auch den inneren Zusammenhang mit Verwandten und Freunden zu lösen. Amalie wollte und

konnte das nicht. „Den Menschen unsere Liebe nicht zu schenken, um Gott desto inniger lieb haben zu können,“ schreibt sie, „so predigte uns die vorgelesene Betrachtung. Mein Gott, wenn ich Dich auf diesem Wege suchen muß, dann werde ich Dich nie erreichen, nie besitzen. Man sagt gewöhnlich: die Tugenden müsse man fleißig üben, um Meister darin werden zu können. Die Liebe scheint dann wohl als Unkraut oder Giftpflanze betrachtet zu werden, die man mit Füßen treten und fliehen muß, damit sie ungestört wachse und gedeihe. Der sterbende Johannes predigte andere Maximen und schenkte sie uns als Erbe seiner reichen Lebenserfahrungen. Denn auf seinem Wege fand er den Eingang in seines Erlösers Herz.“

Im Frühjahr 1848 verlor Amalie ihren Vater. Nur schwer hatte sie bei einem früheren Besuch seine Versöhnung erlangt. In seiner letzten Krankheit hatte er sich dem positiven Christenthum wieder zugewandt und, wie er an Bethmann-Hollweg schrieb, erfahren, was man leichter verliere als wiedergewinne. In eigenthümlicher Weise hatte sich der sterbende Vater der entfernten Tochter bezeugt. Eines Tages in der Mittagsstunde, um 12 Uhr, war Amalie in der Apotheke beschäftigt. Plötzlich ergriff sie eine tiefe Betrübniß, und sie brach in Thränen aus. Nach Tisch theilte ihr die Oberin mit, ihr Vater sei erkrankt, sie solle sofort nach Hause reisen. Freudig, die Thren wieder sehen zu dürfen, ohne die geringste Ahnung, wie schwer ihr Vater darniederliege, eilte sie in die Heimat, um dort die Trauerkunde zu hören, daß am Tage vorher, mittags um 12, ihr Vater gestorben sei.

Eine neue Aera begann in dem Leben Amaliens, als sie im November 1849 in das neugegründete Bürgerhospital zu Bonn einzog, dessen Verwaltung ausschließlich und für immer den Barmherzigen Schwestern übertragen war, um hier die Stellung einer Oberin zu bekleiden. Sie füllte dieselbe voll und ganz aus. Ihre hervorragende Organisations- und Herrschergabe befähigte sie dazu in besonderem Maße. Aber nicht in despotischem, sondern in freiem und befreiendem Geiste verwaltete sie ihr Amt. Nicht eine gedrückte, sondern eine freundige und heitere Stimmung waltete in dem Institut. Scherz und Laune hatten Raum. Ihr für das Schöne empfängliche Gemüth hatte der Kunst die Pforten geöffnet; künstlerischer Schmuck und geschmackvolle Anordnung zierten das Haus. Dabei war Schwester Augustine eine ausgezeichnete Krankenpflegerin, mit hingebender Theilnahme diente sie den Leidenden. Alle Broselyten-Macherei war ihr verhaßt, und sie war stolz darauf, auch Evangelische unter ihren Kranken zu haben. Begreiflich, daß sie allgemeine Verehrung und Liebe genoß, und daß von den verschiedensten Seiten her Beweise derselben ihr zu Theil wurden.

Trotzdem hatte Schwester Augustine noch immer viel unter Anwandlungen

von Schwermuth zu leiden; der Gegensatz ihrer auf Freiheit und Selbständigkeit, auf Wahrhaftigkeit und Klarheit angelegten Natur zu dem Ordensgeist, der vielmehr den Verzicht auf die Entwicklung der Persönlichkeit heischt, machte sich ihr stets aufs neue schmerzlich fühlbar. Und dies je länger je mehr. Der Geist des Ultramontanismus und Jesuitismus, der langsam, aber mit sicherem Schritt seinen Einzug in die katholische Kirche gehalten hatte, dessen Herrschaft an Umfang und Festigkeit gewann, ließ es sie immer peinlicher empfinden, wie isolirt sie in ihrem Gemüthsleben sei, wie wenig sie für die Regungen desselben auf einen Wiederhall in ihrem Orden rechnen könne. Dies war denn auch so wenig der Fall, daß das Bonner Hospital bei den Oberinnen der Kongregation in Mißkredit kam. Stach dasselbe doch auch von den übrigen Klöstern insofern ab, als gar kein Wunder sich hier zutrug, ausgenommen das Wunder der rettenden Liebe göttlicher und menschlicher Barmherzigkeit. So war ihr denn die retraite spirituelle in Nancy, in die sie alle zwei Jahre zu geistlichen Exerzitien sich begeben mußte, eine Zeit, auf die sie nur mit Bangen hin-, und an die sie nur mit Entsetzen zurückdachte. Dabei war sie eine treue Katholikin, dem Glauben ihrer Kirche voll und ganz ergeben; wenn auch ihr weiter Gesichtskreis ihr gestattete, für den Protestantismus, zumal für die lutherische Gestaltung desselben, die wärmste Sympathie zu hegen. Es war besonders der lutherische Glaube an die Erlösung, an dem sie sich erbaute. Kernlieder, wie „Wenn ich ihn nur habe“, „Befiehl du deine Wege“, „Wenn alle untreu werden“, betete sie während der Messe. Was sie von dem evangelischen Protestantismus zurückhielt, war theils der Mangel desselben an fester Geschlossenheit in der äußeren Erscheinung, theils der Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung, den sie an ihm wahrzunehmen glaubte.

So war denn auch für die Wahl ihrer Freunde der konfessionelle Gegensatz durchaus nicht bestimmend, wohl aber die Stellung derselben zum Evangelium. Wir finden hier Professor Georg Benjamin Mendelssohn, den alten Freund ihres Vaters; den älteren Bruder desselben, der Geheimrath Alexander Mendelssohn in Berlin, den Amalie mit den Worten charakterisirte: „Ein Mann, der das Christenthum so bethätigt im Leben, kann nicht fern vom Herrn Christus sein.“ Wir nennen ferner einen andern Freund ihres Vaters, Sulpiz Boisserée, und dessen Frau. Letztere war eine ebenso weitsinnige Protestantin, wie Amalie eine weitsinnige Katholikin. Eine warme Verehrerin Sailer's, hatte sie früher sich der Idee einer Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen ergeben. Daß sie dieselbe fallen ließ und sich auf den Wunsch eines friedlichen Zusammenlebens der Konfessionen beschränkte, ist vielleicht auf den Einfluß Ernst v. Lasaulx's zurückzuführen, der ihr einmal erklärt hatte: „Glauben Sie ja nicht, daß das ein Glück wäre! Blicken Sie nach Frankreich,

nach Spanien, nach Italien, nach allen Ländern, wo nur eine Konfession ist, in wie faulem Zustande sich dort die Religion befindet. Der Kampf ist nothwendig zu gesundem Leben." Frau Boisserée war eine durchaus wahre Natur. Fromme Redensarten und jeder Anflug von Pietisterei waren ihr bis in den Tod verhaßt; sie konnte sehr schroff sein, wo ihr solche Unarten christlicher Frömmigkeit begegneten. Näher als Mendelssohn und Boisserée stand Amalien der Professor Clemens Perthes. Die große Aufgabe, die dieser sich gestellt hatte, war die christliche Durchdringung des Volkslebens. Daß die soziale Frage nur auf dem Boden des positiven Christenthums gelöst werden könne, war ihm außer Zweifel. Mit Entschiedenheit sprach er sich gegen die aus, welche „glauben, christliche Früchte für das soziale Leben, so weit sie ihnen munden, vom Christenthum pflücken und doch zugleich die christliche Glaubenswurzel verachten zu können". Aus dieser Tendenz erwuchs sein Streben, in den Städten in christlichem Sinne geleitete Herbergen für wandernde Handwerksgefelln zu errichten. Seine, des Protestanten, Stellung zur katholischen Kirche ist am bestimmtesten gezeichnet, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er, der Freund des von ihm so hoch verehrten protestantischen Theologen Nitsch, des Mannes, dem Bunsen einmal das Prädikat des „apostolischen“ gab, doch so innige Beziehungen zu dem katholischen Theologen Hilgers geknüpft hatte, daß er äußerte: „Ich möchte wenige Männer so gerne an meinem Sterbebett sehen, wie Professor Hilgers.“ Ein eigenthümlicher Zug seiner Natur war das fast durch sein ganzes Leben sich hindurchziehende Nachsinnen über das Geheimniß des Todes; ein Interesse, das ihn unwiderstehlich zu den Sterbebetten ihm nahe stehender Personen trieb. Wir haben darin, wie es scheint, ein Erbe zu erkennen, das er von seinem Großvater Matthias Claudius überkommen hatte, der auch, wie uns Clemens Perthes in der Biographie seines Vaters berichtet, von der Macht des Todes überwältigt, je länger je mehr seine Gedanken auf denselben richtete.

Den tiefsten Einfluß auf Schwester Augustine übte aber der Professor der katholischen Theologie in Bonn, Bernhard Joseph Hilgers, aus. Auch in ihm sind die Spuren von Matthias Claudius wahrnehmbar. In Siegburg, wo er Anstaltsgeistlicher gewesen war, hatte er nahe Beziehungen zu Jacobi, der das Irrenhaus leitete, unterhalten, und dieser sowohl wie seine ausgezeichnete Frau Anna, Claudius' Tochter, hatten einen lebendigen Eindruck des positiven Protestantismus in Hilgers hervorgebracht; „eine Schuppe nach der anderen,“ sagte er, „sei ihm dort von den Augen gefallen“. Später war Hilgers nach Bonn gekommen und hatte hier zugleich eine akademische und pfarramtliche Thätigkeit ausgeübt. Schmerzliche Erfahrungen waren ihm nicht erspart geblieben; die Unterdrückung des Hermetianismus hatte ihn, einen Schüler von

Hermes, schwer getroffen, und seine an sich schon zur Melancholie geneigte, auch durch körperliche Leiden gedrückte Natur hatte ihn zu einer trüben Gesamtanschauung geführt. Schwester Augustine nennt Hilgers „vornehm bis in die unterste Seele“, und Berthes erschien er als „ein frommer Christ, ein guter Katholik, ein warmer Preuße, ein guter Geschäftsmann, umsichtig, milde und fest“. Amalie lernte Hilgers kennen in den sonntäglichen Gottesdiensten, die er im Hospital hielt. Sie sah in ihm einen Vertreter des idealen Christenthums und wünschte aufs lebhafteste, ihm näher zu treten. Dies geschah an Boisserée's Sterbebett. Seitdem verknüpfte sie mit ihm eine feste und innige Freundschaft. Sie fand in ihm den festen inneren Halt, dessen sie bedurfte. Auch mit Professor Knoodt, dem langjährigen Freunde ihrer Familie, und dem Pfarrer Reinkens, dem Bruder des jetzigen altkatholischen Bischofs, stand sie in freundschaftlichem Verkehr, und auch mit den protestantischen Pfarrgeistlichen der Stadt war sie in gutem Vernehmen. Von den einheimischen Bonner Familien waren es die Töchter des Musikalienverlegers Simrock und das Haus des Geheimraths Welten, des Hospital-Arztes, mit denen sie vertrauten Verkehr pflegte. Die herzlichen Beziehungen zu ihrem Jugendfreund Karl Cornelius und dessen Frau Elisabeth, geb. Simrock, wurden auch durch deren Uebersiedelung nach München nicht unterbrochen. Auch die Fürstin Marie zu Wied und die Wittve Louis Philipp's, die Königin Marie Amalie, waren durch das Band der Liebe und Verehrung mit Schwester Augustine verknüpft.

Ihre Freunde pflegte sie gewöhnlich in der Apotheke zu empfangen, sie konnte dann während des Besuchs ihre Arbeit verrichten. Aber es waren nicht nur angenehme und anregende Gäste, die den Zugang zu ihr fanden. Manche lästigen Besuche mußte sie ertragen. So klagt sie einmal: „Da war eben die M. bei mir und hat mir eine geschlagene Stunde von La Salette erzählt, mir ist noch ganz seckrank davon.“ Sehr amüsanter erzählt sie von dem Besuche Bettina's v. Arnim. „Ich lag eines Tages krank zu Bette. Da höre ich vor meinem Zimmer lautes Sprechen, die Thüre fliegt auf, und herein stürzt so eine Schussel, die mir gleich um den Hals fällt, und ehe ich noch zu Athem kommen und fragen kann, mit wem ich denn eigentlich die Ehre habe, hat sie mich auch schon beim Kopf gefaßt und herzlichst abgeküßt. ‚Ich bin die Bettina, des Clemens Schwester,‘ sagte sie, ‚und den Warmherzigen Schwestern in Berlin gebe ich auch immer einen Kuß, obgleich ein paar recht garstige drunter sind, aber deshalb muß ich Dir doch auch gleich einen geben, obgleich ich Dich heute zum ersten Mal sehe‘ — und in der Art plauderte sie eine halbe Stunde unaufhaltsam weiter, und ehe ich recht zur Besinnung kommen konnte, war sie auch schon wieder auf und davon. Das war also die berühmte Bettina, dachte ich, als die Schussel fort war.“

Der reiche Freundeskreis, in den Amalie getreten war, mußte ihr um so werthvoller werden, je mehr Lücken der Tod in ihre Familie riß, und je weniger sie bei den zurückbleibenden Gliedern derselben auf Verständniß und Uebereinstimmung rechnen konnte. 1857 starb ihre Mutter, 1861 ihr Bruder Ernst, der ihrem Herzen so nahe gestanden hatte. Mehrere seiner Schriften waren in den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden. Ihre Schwestern Mannchen und Clementine waren auch Nonnen geworden, aber wenn die milde Frömmigkeit der ersteren Amalie sympathisch berührte, so kam sie mit der zornigen Heiligkeit der geistreichen und vornehmen Clementine meist in heftigen Gegensatz. Ihr jüngster Bruder Hermann war ein wunderlicher Charakter, wenig zugänglich und genießbar. Er starb 1868. 1866 war ihm Schwester Mannchen vorangegangen. So vereinsamt, mußte Amalie in der Freundschaft suchen, was sie im Familienkreise verloren hatte.

Eine große Anregung empfing sie durch die Berufsthätigkeit, welche die Kriege von 1864 und 1866 ihr zur Pflicht machten. Die Arbeitsfülle, welche sie in Schleswig-Holstein und in Böhmen in der Pflege der Verwundeten fand, versetzte sie in ihr eigenstes Element. Hier war ihrem Schaffensdrang das weiteste Feld geboten. Trotz der rastlosen und aufreibenden Hingabe, die sie zeigte, trotz der tiefsten Theilnahme des Herzens, die sie den Leidenden entgegen trug, war sie von einer Heiterkeit und Frische erfüllt, wie nie zuvor, seitdem sie das Klosterleben gewählt hatte. Auch innerlich wuchs sie; immer freier wurde ihr Blick, freier und tiefer zugleich, immer entschiedner ihre kirchliche Stellung. Die letztere sollte sie bald öffentlich bewähren.

Schon lange war die Temperatur in der katholischen Kirche sehr schwül geworden. Von langer Hand vorbereitet, wurde die Umgestaltung der kirchlichen Verfassung aus einer Aristokratie in eine absolute Monarchie zur vollendeten Thatsache. Die Verkündigung des Dogmas von der unbesleckten Empfängniß Mariä im Jahre 1854 war ein Fühler gewesen, was man den Gemeinden bieten könne. Es hatte sich gezeigt, daß sie reif seien, auch das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes zu empfangen, und daß man sicher sein konnte, den Widerstand dagegen auch schließlich zu besiegen. Das Verhalten der katholischen Bischöfe nach dem Vatikanischen Konzil ist zu bekannt, als daß wir es näher zu beleuchten hätten. Schwester Augustine begleitete diese Bewegung mit dem bittersten Schmerz. „Eine solche sittliche Verkommenheit unter den Kirchenfürsten,“ schrieb sie an Cornelius, „wie sie heute zu Tage tritt, hätte man doch im Alltagsleben nicht für möglich gehalten.“ Ein Bischof nach dem andern beugte sich. Hefele, der anfangs erklärt hatte, er werde die Suspension über sich ergehen lassen, ja er werde lieber sterben, als dies Dogma anerkennen, fand bald: „die Rolle eines suspendirten Bischofs sei zu jämmer-

lich, als daß er sich zu derselben entschließen könne“, und rieth, vorläufig nachzugeben, „um, wenn günstigerer Wind wehe, desto wirksamer gegen das Dogma aufzutreten“.

Schwester Augustinens ehrliche Lausaul-Natur bäumte sich auf gegen die vatikanischen Dekrete. „Lieber — den Staub von meinen Füßen schütteln, als auch nur ein Wort des neuen Credo nachbeten. Nicht wahr, wir wollen in der alten Kirche bleiben, damit uns Gott helfe und sein seliges Evangelium“ — schrieb sie an Frau Cornelius. Die Wahrheit in der Kirche stand ihr höher als die mechanische Einheit derselben.

Bald kam die Zeit des Bekennens und Leidens für Schwester Augustine. Sie traf eine körperlich gebrochene Frau — schon seit Jahren litt sie an Athemnoth, Husten und Beklemmungen, die ihr nur sitzend zu schlafen gestatteten —, aber einen ungebrochenen Geist. Eine im Hause eingemietete Person, die an den Besuchen suspendirter Geistlicher Anstoß nahm, war es, von der die Denunziation ausging. Ende Oktober erschien die Novizenmeisterin aus Trier im Auftrag der General-Oberin aus Nancy und inquirirte. Die an sie gestellten Fragen beantwortete Schwester Augustine mit einem entschiednen Nein, weder das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, noch das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä könne sie annehmen, sie bleibe bei dem alten katholischen Glauben.

Im November erschienen die Oberinnen aus Trier und Nancy und unterwarfen die schwer kranke Amalie rücksichtslos einem neuen Inquisitionsverfahren. Es endete mit der Absetzung der Reherin. Die Mittheilung dieses Urtheilspruchs erregte unter den Bewohnern des Hospitals Bestürzung und tiefe Betrübniß. Der Hausarzt, Geheimrath Velten, der gleichzeitig mit Schwester Augustine sein Amt übernommen hatte, legte es gleichzeitig mit ihr nieder. Ihrem Transport nach Nancy, den die General-Oberin wünschte, widersetzte er sich mit aller Entschiedenheit. Amalie wurde von Freunden gebeten, in ihrem Hause eine Zufluchtstätte zu suchen. Aber sie lehnte diese Aufforderungen ab, sie wolle, sagte sie, im Orden bleiben; nur wenn sie ausgestoßen würde, gedachte sie die Anerbietungen der Freunde anzunehmen. Sie hatte das Gelübde abgelegt, niemals freiwillig das Kloster zu verlassen, und diesem wollte sie treu bleiben. Dagegen sprach sie den Wunsch aus, in das Hospital zu Ballendar, einer kleinen Stadt bei Coblenz, gebracht zu werden, dessen Oberin sie schätzte und liebte. Die Genehmigung wurde erteilt, und am 14. November fand die Ueberfiedelung statt. Die Liebe der Freunde folgte ihr und bethätigte sich auf alle Weise. Sie durfte jeden Besuch empfangen, nur nicht von suspendirten Priestern. Wer kommen konnte, blieb gewiß nicht aus. Auch die Gräfin Hacke kam nach Ballendar, mit Grüßen der Kaiserin. Eine besondere Freude war

es Amalien, daß sie von ihrem Jugendfreund Cornelius Abschied nehmen konnte; zwei Mal machte er die Reise von München nach dem Rhein.

Die Freundschaft schmückte das Zimmer der Kranken reichlich mit Blumen und Bildern. Die Blumen liebte sie sehr, „weil,“ wie sie sagte, „sie so unmittelbar aus Gottes Hand hervorgehen“. Ihren Kunstsin, den vorher drei Abbildungen des Trierer heiligen Rockes „gekreuzigt“ hatten, erfreuten jetzt die Kreuzigung von Rubens und die Engel der Sixtinischen Madonna. Die Sterbefakramente empfing sie heimlich aus der Hand eines jungen Geistlichen, der in Bonn Philologie studirte. Der Pfarrer von Vallendar hatte sie der Ketzerin verweigern müssen.

Aber auch die Bekehrungsversuche folgten ihr nach Vallendar. Sie wies sie standhaft zurück. Empörend war der Vorschlag eines Jesuiten, sie brauche das Dogma nicht wirklich zu glauben, sondern es genüge, ihren Unglauben als Sünde zu beichten; dann werde ihr Gott den Glauben, der eine übernatürliche Gnade sei, in demselben Augenblick verleihen. Schwere Stunden brachte ihr noch der Besuch ihrer Schwester Clementine, einer fanatischen Infallibilistin, er konnte ihr nicht wohlthuenend sein. Am 28. Januar 1872 hatte Schwester Augustine ausgelitten. Unter den Sterbegebeten ihrer Kirche, mit dem Bekenntniß: „Herr Jesus, Dir leb' ich, Herr Jesus, Dir sterb' ich!“ mit dem Rufe der Sehnsucht: „Komm, Herr Jesus!“ entschlief sie in der Mittagsstunde.

Der Todten wurde auf Befehl der General-Oberin das Ordenskleid ausgezogen, auch ein kirchliches Begräbniß verweigert. Die Funktionen altkatholischer Geistlichen lehnten die Verwandten ab, um den Eindruck einer Demonstration zu vermeiden. Auf dem Friedhof in Weißenthurn neben den Gräbern ihrer Eltern und ihres Bruders Hermann wurde sie in der Frühe des 30. Januar bestattet. Ihre Verwandten und Freunde waren gegenwärtig, unter diesen die Fürstin von Wied, die gleichgesinnten Bonner Professoren, der Kurator der Universität. Wenige herzliche Worte des Professors Reusch und das Vater-unser bildeten den religiösen Gehalt der Feier.

Der Rückblick auf ein so reiches, tiefes, wahrhaftes und treues Leben, wie es sich uns im Bilde Schwester Augustinens darstellt, weckt die Frage, ob die Sache, der es schließlich gegolten hat, Aussicht auf eine weitere umfassendere Wirksamkeit hat; mit andern Worten, ob der Altkatholizismus, der Schwester Augustine zu den Seinen zählen darf, auf eine Zukunft rechnen kann oder nicht. Nur in wenigen Andeutungen versuchen wir zum Schluß eine Antwort auf diese Frage zu geben.

Die schwierigste Zeit für den Altkatholizismus wird kommen, wenn der Friede mit Rom geschlossen ist und die Sonne der Staatsgunst sich ihm entzieht. Dann ist die Stunde der Sichtung angebrochen. Gewinnen negative

Elemente die Oberhand, so geht der Altkatholizismus einem baldigen Ende entgegen. Tragen die positiven Elemente den Sieg davon, wie wir mit Bestimmtheit voraussetzen, so wird die Spreu verfliegen, und was bleibt, den festen Kern bilden für eine aus ihrem eignen Innern hervorgehende Reformation der katholischen Kirche. Gegenwärtig freilich fehlt es an Anknüpfungspunkten für eine solche. Gemeinden, die sich den Wunderspuk von Marpingen und Dietrichswalde gefallen lassen, sind kein geeigneter Boden für die altkatholische Bewegung. Wohl aber sehen wir in dieser eine Weissagung für die Zukunft, die nicht trügen kann. Was aus echtem Glauben geboren ist, trägt Samen der Ewigkeit in sich, der Frucht tragen muß. Der Glaube an die göttliche Weltregierung schließt den Glauben an den Sieg der Wahrheit in sich.

Königsberg i. Pr.

H. Jacoby.

Mus Haydn's letzter Schaffenszeit.

2. Das Kaiserlied, die Schöpfung und die Jahreszeiten.

Im August 1795 kehrte Haydn von London über Hamburg und Dresden nach Wien zurück; am Rhein herrschten die Franzosen. Auch materiell war die Reise wieder sehr einträglich für ihn gewesen; zu den 12 000 Gulden, die seine erste Künstlerfahrt ihm eingetragen, war die gleiche Summe von dieser zweiten gekommen, und dabei erwarteten ihn noch die Honorare der Verleger in England wie in Deutschland und Paris. Jetzt konnte er seinen alten Tagen für seine Person mit sorgenfreiem Blick entgegensehen, er hatte wenn auch bescheiden, doch sicher zu leben. „Haydn wiederholte öfters, daß er in Deutschland erst von England aus berühmt geworden sei,“ sagt Griesinger. „Der Werth seiner Werke war anerkannt, aber jene lauten Huldigungen, welcher sich das überwiegende Talent sonst zu erfreuen hat, erfolgten erst spät.“ Dafür heißt es aber jetzt auch: „unser unsterblicher Haydn“. In Wien gab er mit den neuen Kompositionen wieder ein Konzert (18. Dezember 1795), diesmal jedoch zu seinem eigenen Vortheile. Es wurden drei neue Symphonieen von ihm gespielt, er selbst mit Huldigungen überhäuft. Die Einnahme betrug mehrere Tausend Gulden. In diesem Konzerte wirkte auch Beethoven mit, sodaß wir auch hieraus wieder das gute äußere Einvernehmen zwischen Lehrer und Schüler erkennen.